Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 22 (2002)
Heft: 42

Artikel: Wohl dem Land, das keine Reichen nötig hat
Autor: Mäder, Ueli
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-651942

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueli Mäder

Wohl dem Land, das keine Reichen nötig hat

Wer die soziale Ungleichheit erklären und beheben will, muss sich auch mit dem Reichtum befassen. In Deutschland gibt es neu einen Reichtumsbericht. In der Schweiz steht die Reichtumsforschung in den Anfängen. Was interessiert, sind differenzierte Angaben über das statistische Ausmass, die Verteilung und die gesellschaftliche Funktion des Reichtums.

Ich greife hier, nach einem Blick auf den ersten deutschen Reichtums- und Armutsbericht (Bundesregierung 2002), ein paar Aspekte aus unserer Arbeit „Reichtum in der Schweiz" (Mäder/Streuli 2002) auf, die sich auf die Dimensionen des Reichtums und das Selbstverständnis der Reichen beziehen. Zunächst stellt sich aber die Frage, was wir überhaupt unter Reichtum verstehen. Gemäss einer naiven Vorstellung ist ein Reicher einfach ein Millionär. Gängige Definitionen orientieren sich entweder am Einkommen oder am Vermögen. In den Vereinigten Staaten liegt eine definierte Reichtumsgrenze bei 900 Prozent der Armutsgrenze.

In der Schweiz entspricht dies, auf eine Einzelperson bezogen, einem jährlichen Einkommen von gut 200'000 Franken. Die deutsche Reichtumsforschung legt die Reichtumsgrenze auf 200 Prozent des durchschnittlichen Einkommens fest. In der Schweiz wären das rund 100'000 Franken für eine Einzelperson und gut das Doppelte für eine vierköpfige Familie. Eine andere Definition, die sich auf das Vermögen bezieht, bezeichnet jene als reich, die ohne Erwerbsarbeit von den Erträgen ihrer Ersparnisse leben und sich einen gehobenen Standard leisten können. Um pro Jahr auf 100'000 Franken zu kommen, wäre demnach bei einer Kapitalrendite von 5 Prozent ein Vermögen von 2 Millionen Franken erforderlich. Das kommt dem nahe, was einem weitverbreiteten Verständnis entspricht und im Volksmund etwa so lautet: „Reich ist, wer ein paar Millionen auf der Seite hat." Nach unserem Verständnis ist es allerdings wichtig, den Reichtum auch über den Faktor Macht und die dazu gehörenden Einfluss- und Handlungschancen zu fassen. Aber bleiben wir zunächst bei den Zahlen und den sozialen Unterschieden.

Ein Zehntel der Haushalte verfügt in Deutschland über 42 Prozent der Privatvermögen. Die Hälfte der Haushalte kommen auf einen Vermögensanteil von 4,5 Prozent. Ein Fünftel der Haushalte weist ein durchschnittliches Nettovermögen von 804'000 DM aus. Das entspricht dem Dreifachen des Durchschnitts. 0,5 Prozent der erwachsenen Bevölkerung besitzen 25,7 Prozent des gesamten Vermögens. Ein Viertel der Millionäre sind Frauen, drei Viertel Männer. Diese Angaben stammen aus dem ersten deutschen Reichtums- und Armutsbericht (Bundesregierung 2002), den die rot-grüne Regierungskoalition erstellen liess. Der seit Jahren geforderte Bericht zeigt auch auf, wie die Ungleichheit der Erwerbseinkommen gestiegen ist. Während der neunziger Jahre hat sich beispielsweise die Einkommenslage

der Alleinerziehenden verschlechtert. Der Zugang zu höherwertigen Ausbildungen und Berufen ist nach wie vor stark durch die soziale Herkunft bestimmt. Gesundheitsrelevante Risikofaktoren treten je nach Schichtzugehörigkeit mehr oder weniger häufig auf. In der unteren Schicht gibt es beispielsweise mehr Nikotinabhängige und Übergewichtige.

Die Lebenszufriedenheit ist bei hohem Einkommen und Bildungsstand sowie bei guter beruflicher Position grösser als im niedrigen Einkommensbereich. Die Nivellierungswirkung staatlicher Verteilungspolitik hat zumindest während der neoliberal inspirierten Deregulierungs- und Privatisierungsphase abgenommen, wobei dieser Nachweis den Eindruck entstehen lässt, dieser Bericht sollte mit der konkreten Politik der rot-grünen Bundesregierung schonungsvoll umgehen. Warum fehlt z.B. bei der Beschreibung der Vermögensverteilung das Produktivkapital? Und warum werden die höchsten Einkommen und Vermögen sowie das Problem der Steuerhinterziehung vernachlässigt? Diese Auslassungen führen eher dazu, die Reichtumskonzentration zu unterschätzen und zu verharmlosen. Verschiedene Kritiken weisen ferner daraufhin, dass sich die aufbereiteten Daten auf recht unterschiedliche Quellen stützen. Da sind perspektivisch gewiss wesentliche Verbesserungen möglich. Die vorliegenden Informationen sind allerdings durchaus aussagekräftig. Sie belegen leider allzu deutlich, wie die soziale Ausgrenzung zugenommen und die Verteilungsgerechtigkeit abgenommen haben. Was die Zukunft angeht, gibt sich der Bericht recht optimistisch. Unter dem Druck der Erwerbslosigkeit, der Ausweitung prekärer Beschäftigungsverhältnisse und Niedrigeinkommen sollen nun die Einkommens- und Vermögensverteilung in Richtung egalitärer Strukturen korrigiert werden. Das wäre auch in der Schweiz bitter nötig.

In der Schweiz leben 120'000 Millionärshaushalte. 3 Prozent der privaten Steuerpflichtigen verfügen über gleichviel steuerbares Nettovermögen wie die übrigen 97 Prozent. 12'000 Haushalte oder 3 Promille der Steuerpflichtigen besitzen je über 5 Millionen Franken und zusammen ein Viertel des gesamten Privatvermögens. Die 300 Reichsten kommen auf über 374 Milliarden Franken. 83 der 300 sind Milliardäre. Die 100 Reichsten besassen 1989 etwa 68 Milliarden Franken, 1999 bereits 316 Milliarden Franken. Die Steigerung betrug 350 Prozent. 18 Frauen sind unter den 300 Reichsten vertreten, an erster Stelle die 14-jährige Athina Onassis. Zwischen 1989 und 1998 stieg das Bruttoinlandprodukt von 305 Milliarden auf 390 Milliarden Franken. Der Zuwachs betrug 85 Milliarden Franken. Die Vermögen der 100 Reichsten verdoppelten sich im selben Zeitraum.

In Basel-Stadt stagnierten beispielsweise die durchschnittlichen Einkommen während den 90er Jahren bei 50'000 Franken. Die durchschnittlichen Vermögen verdoppelten sich im selben Zeitraum auf 200'000 Franken. In Basel-Stadt verfügen auch 0,58 Prozent der privaten Steuerpflichtigen über gleichviel steuerbares Nettovermögen wie die übrigen 99,42 Prozent (1999). Drei Viertel der Steuerpflichtigen haben kein steuerbares Nettovermögen, 40 Prozent kein Reinvermögen (CH: 30 Prozent). Ein

Zehntel der Bevölkerung lebt unter der Existenzgrenze, wie sie durch den Ansatz der Ergänzungsleistungen definiert ist. Einer alleinstehenden Person stehen damit, nach Abzug von Miete und Gesundheitskosten, für sämtliche Aufwendungen monatlich weniger als 1'400 Franken zur Verfügung.

Die Reichen profitieren von der Zunahme der Wertschöpfung und von der Umverteilung. Sie verfügen über Kapital, Produktionsmittel und Menschen. FDP, SVP und CVP machen weiterhin gemeinsame Sache, wenn es um Steuerbefreiungen für Reiche geht. Die derzeitige Amerikanisierung der Löhne verschärft die Situation. Sie bedeutet höhere Saläre für das obere Management und tiefere für sogenannt unqualifizierte Arbeiten. Daran müssten wir uns laut Headhunter Björn Johannson (TV DRS 1, 12.2.2002) gewöhnen. Es gibt Spitzenmanager multinationaler Unternehmen, die Jahreseinkommen von über dreissig Millionen Franken im Jahr erzielen. Bereits 1999 hat sich das mittlere Einkommen der „Chief Executive Officers" (CEO) von rund vierhundert der amerikanischen Top-1000-Unternehmen um 20,9 Prozent auf 4,4 Millionen US-Dollar erhöht. (NZZ, 5.4.2000) Zehn Millionen Franken Abgangsentschädigung erhielt auch der Geschäftsführer des grössten Schweizer Reiseunternehmens, der vorzeitig seinen Hut nehmen musste. „Wir sind zu einer 'Winner takes it all'-Gesellschaft geworden", kommentiert Peter Ulrich (Beobachter 7/00), Professor für Wirtschaftsethik an der Universität St. Gallen diese Entwicklung. Abfindungen in dreistelliger Millionenhöhe (Barnevic/ABB u.a.) seien zwar „Exzesse" und „unanständig", aber gingen im Aktionärskapitalismus ohnehin „nicht auf Kosten der Allgemeinheit" (NZZ, 2.3.2002).

Je marktradikaler jedoch die Politik, desto grösser ist die Schere zwischen Arm und Reich. 7,5 Prozent der 20-59jährigen Erwerbstätigen gehören in der Schweiz (laut Bundesamt für Sozialversicherung 2001) zu den „working poor": Das sind 250'000 Personen. Ihr Einkommen liegt unter der Sozialhilfegrenze. Mitbetroffen sind über 230'000 Kinder und rund 50'000 weitere Haushaltsmitglieder.

Wir haben im Rahmen einer Arbeit über den „Reichtum in der Schweiz" mit dreissig Reichen vertiefende Gespräche geführt. Bei der Auswahl der Personen haben wir uns zunächst auf die Liste der dreihundert Reichsten (Bilanz 12/00) abgestützt. Wir sind dabei von einer einfachen Typologie ausgegangen, die der Lausanner Soziologe René Levy (1997) entwickelt hat. Diese gliedert die Reichen in vier Gruppen. Zur ersten gehören Angehörige aus Familien der ehemaligen Aristokraten und Patrizier, deren Reichtum auf die Zeit vor der Industrialisierung zurückgeht. Zur zweiten zählen Angehörige aus Familien, die mit der Industrialisierung reich geworden sind. Die dritte Gruppe ist mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts entstanden; die vierte umfasst Softwaremillionäre, die von den Möglichkeiten der Informations- und Kommunikationstechnologie profitieren. Hinzu kom-

men Spitzenmanager und Unternehmer im Finanzsektor, die ihr Kapital mit dem Börsenboom der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts vermehren konnten.

Solange es Reiche gibt, ist deren Mäzenatentum gut und recht, je nachdem sogar förderlich. Das Geld mag da und dort dazu beitragen, soziale Probleme etwas zu mildern und abzufedern. Das kann auch dann der Fall sein, wenn sich ein Spender edel gebärdet und mit dem Geld selber profilieren will. Viel wichtiger sind jedoch strukturelle Massnahmen, die den sozialen Ausgleich fördern. Wenn Kapitalgewinne besteuert werden könnten, hätte die öffentliche Hand mehr Mittel, um die soziale Sicherung zu finanzieren. Wenn wir – in Anlehnung an Bertold Brecht – die Frage stellen, „Unglück dem Land, das keine Mäzene hat?", lautet die Antwort: Wohl dem Land, das keine Reichen nötig hat. Was einmal als Grundproblem kapitalistischer Gesellschaften diskutiert wurde, der Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung, wird heute selten thematisiert. Michael Schefczyk (NZZ, 3.12.2001) stellt eine Entpolitisierung der Frage fest, nach welchen Regeln gesellschaftlicher Reichtum zu verteilen sei. Auch die Vergesellschaftung des privat Angeeigneten in Gestalt von Schenkungen, wie sie etwa Ted Turner propagiere, der den Vereinten Nationen eine Milliarde gespendet hat, lasse die Eigentumsordnung und den Marktprozess unangetastet. „Allein der sanfte Zwang von öffentlicher Meinung und ‚plutokratischem' Gewissen soll einen Rückstrom von Vermögensmasse in die Allgemeinheit bewirken."

Die Klassenmodelle des 19. Jahrhunderts unterschieden die Werktätigen vom Bürgertum nach dem Kriterium der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Analysen sozialer Schichten und Klassen (von Theodor Geiger u.a.) definierten ab den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts Bevölkerungsgruppen etwas differenzierter nach ihren äusseren Lebensbedingungen (Beruf, Qualifikationen, Einkommen, Besitz) sowie nach inneren psychischen Merkmalen. Der Blick galt dabei nach wie vor den vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich während den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts mit den Modellen sozialer Lagen, die – nebst materiellen Ressourcen – das subjektive Wohl (Lebenszufriedenheit) stärker einbezogen. Die horizontalen Ungleichheiten stehen auch bei den Modellen sozialer Milieus im Vordergrund (Vester 2000). Mit sozialen Milieus sind Gruppen gemeint, die sich in der Lebensauffassung und Lebensweise ähneln und quasi subkulturelle Einheiten innerhalb der Gesellschaft bilden. Grosse Bedeutung kommt hierbei der gemeinsamen Wertorientierung und dem Lebensstil zu. Die Lagen- und Milieuanalysen weisen auf wichtige Differenzierungen hin. Sie scheinen – trotz der Tatsache grosser sozialer Ungleichheit – die Klassen- und Schichtmodelle in der wissenschaftlichen Arbeit zu verdrängen.

Diesen Gegensatz bringen auch die unterschiedlichen Modelle von Gerhard Schulze und von Pierre Bourdieu zum Ausdruck, wie letzterer in „Das Elend der Welt" (1997) ausgiebig beschreibt. Schulze kommt in seinem 1992 veröffentlichten Buch „Die Erlebnisgesellschaft" (1992) zum Schluss, dass die Suche nach Glück die Sorge um das materielle Überleben

abgelöst hat und die horizontal strukturierten Erlebnismilieus in der Analyse eine immer grössere Bedeutung erlangen. Das erlebnisorientierte Denken löst laut Schulze das produkteorientierte ab. Beim erlebnisorientierten geht es mehr um den subjektiven Nutzen, beim produkteorientierten um den materiellen. Das Beispiel des Hobbygärtners mit seinem Ziergarten löst dasjenige der Bäuerin mit ihren Kartoffeln ab. Dem Reich der Notwendigkeit folgt das Reich der Freiheit, der Leistungsorientierung die Personenorientierung, dem Haben das Sein. Gesellschaft verkommt so zur Episode, diagnostiziert Bourdieu. Der Alltag wird zur Lebensbühne und zur „Verlängerung der Innenwelt". Symbolwelten scheinen frei wählbar zu sein.

Neben der horizontalen Sichtweise bleibt meines Erachtens die vertikale Analyse zentral. Laut Bourdieu prägen die äusseren Faktoren die Denk- und Handlungsmuster bzw. den Habitus eines Menschen. Es gibt nach wie vor soziale Klassen. Doch diese sind nicht bloss ökonomisch geprägt. Es gibt auch feine Unterschiede, die sich über Titel, Kleidung, Sprache, Manieren und den Geschmack äussern. Der Lebensstil ist also nicht frei wählbar oder beliebig. Er folgt vielmehr dem sozialen Rang. Wenn der Direktor die selben Jeans trägt wie der Arbeiter, ist das eben nicht dasselbe. Der Direktor kann auch den Liftboy freundlich am Arm fassen und fragen, wie es ihm geht. Umgekehrt ist das kaum möglich. Falls es da und dort geschieht, sind ja damit die sozialen Gegensätze keineswegs aufgehoben. Das gilt auch für das Verhalten der Reichen. Selbst wenn sich, über positive Beispiele stimuliert, eine überaus grosszügige Spendefreudigkeit verbreiten liesse, ändert das wenig an den strukturellen Mechanismen, welche die soziale Ungleichheit zementieren und täglich neu erzeugen.

Persönliche Haltungen und Kompetenzen sind gewiss wichtig. Sie brauchen aber eine gesellschaftliche Abstützung. Ein erfreulicher Ansatz ist das Netzwerk für „sozial verantwortliche Wirtschaft". Der Sozial- und Wirtschaftspsychologe Mario von Cranach hat dazu mit anderen zusammen „Zielsetzungen" formuliert. Wirtschaftliches Handeln muss die sozialen Folgen einbeziehen, so lautet ihr Hauptanliegen. Wer möchte da widersprechen! Aber wie kommt es dazu? Wichtig sind politische Vereinbarungen – über die Verteilung der Arbeit, die Anhebung der unteren Löhne und die Ausweitung der Grundsicherung. Die Existenzsicherung darf nicht von beliebigem Goodwill abhängen. Der soziale Ausgleich verlangt eine gesellschaftliche Verbindlichkeit, die auch den Reichtum gerechter verteilt.

Literatur

Bourdieu, Pierre, 1997: Das Elend der Welt. Konstanz

Bourdieu, Pierre, 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen

Bundesregierung, 2002: Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Bonn

Detje, Richard, et al., 2001: Reichtum und Armut. Supplement der Zeitschrift Sozialismus. Heft 6, Hamburg

Hanesch, Walter, et al., 2000: Armut und Ungleichheit in Deutschland. Der neue Armutsbericht. Reinbek bei Hamburg

Hradil, Stefan, Stefan Immerfall (Hg.), 1997: Soziale Ungleichheiten, Milieus und Lebensstile in den Ländern der Europäischen Union. In: Dies.: Die westeuropäischen Länder im Vergleich. Opladen

Kuck-Schneemelcher, Daniela, 2001: Der Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit. Heft 4, 32. Jg., Frankfurt/M.

Levy, René, 1997: Die Schweizerische Sozialstruktur. Zürich

Mäder, Ueli, Streuli, Elisa, 2002: Reichtum in der Schweiz. Porträts, Fakten, Hintergründe. Zürich

Schulze, Gerhard, 1992: Die Erlebnisgesellschaft. Frankfurt

Vester, Michael,et al., 2000: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Frankfurt/M.

Die Publikation zum Thema:

Silvia Berger, Dieter Kläy, Albert A. Stahel
Afghanistan – ein Land am Scheideweg
Im Spiegel der aktuellen Ereignisse
2002, 160 Seiten, zahlreiche Fotos und Karten, gebunden
CHF 47.–/EUR 33.60 (D), ISBN 3 7281 2788 4

Jetzt im Buchhandel erhältlich.

vdf

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, ETH Zentrum, CH-8092 Zürich, Tel. 01 632 42 42, Fax 01 632 12 32, e-mail: verlag@vdf.ethz.ch, www.vdf.ethz.ch

Nachdiplomkurse:

- **Interkulturelle Mediation**

20 Kurstage in Luzern. Beginn: 13.9.02 / 9.5.03.

ausserdem als Internet-Online-Kurse:

- **Forschung und Beratung in interkulturellen Feldern**
- **Konflikt- und Krisenintervention in interkulturellen Feldern**

Infos: IKF, Bahnhofstr. 8, 6045 Meggen, ✍ 041 377 39 91 eMail ikfj@centralnet.ch **www.ikf.ch**